

"Der Prophet von Zürich" in Süddeutsche Zeitung (20. September 1996)

Legende: Fünfzig Jahre nach der am 19. September 1946 von Winston Churchill in der Universität von Zürich gehaltenen Rede analysiert die deutsche Tageszeitung Süddeutsche Zeitung die Folgen der Vision Winstons Churchills von der Zukunft Europas.

Quelle: Süddeutsche Zeitung. Münchner Neueste Nachrichten aus Politik, Kultur, Wirtschaft und Sport. 20.09.1996. München: Süddeutscher Verlag.

Urheberrecht: (c) Süddeutsche Zeitung

URL: [http://www.cvce.eu/obj/"der_prophet_von_zurich"_in_suddeutsche_zeitung_20_september_1996-de-227bc740-b577-4ec7-a2f8-27752b0c5c01.html](http://www.cvce.eu/obj/)

Publication date: 15/09/2012

Der Prophet von Zürich

von Josef Joffe

Eine „deutsch-französische Partnerschaft“, die „Vereinigten Staaten von Europa“ wollte er vor genau 50 Jahren in Zürich haben. Wer? Jean Monnet? Konrad Adenauer? Nein, es war der Brite Winston Churchill, der Kriegspremier, der die klassische Attitüde Albions verkörperte: notfalls allein gegen alle, auf jeden Fall wider den Euro-Tyrannen des Tages, ob er Philip, Napoleon oder Adolf hieß. Plötzlich stand er in der Universität Zürich, nur 16 Monate nach dem schrecklichsten Gemetzel der Geschichte, und predigte die Versöhnung mit den Deutschen, die Vereinigung aller Europäer.

Daß diese Vision jemals auch nur Teilwirklichkeit werden würde, das hat sich kein Mensch anno 1946 vorstellen können – als Europa buchstäblich in Trümmern lag und Deutschland das meistgehaßte Land der Erde war. Blicken wir anno 1996 hinter die tagtäglichen Querelen um Währungsunion, VW-Subventionierung oder Bananen-Ordnung. Wir sehen seit fünfzig Jahre keinen Krieg mehr zwischen den Staaten in Europa, wo der Frieden jahrhundertlang nur eine Pause zwischen zwei Waffengängen gewesen ist.

Frankreich und Deutschland, die Erz- und Erbfeinde? Als Churchill 1946 von der „Partnerschaft“ sprach, erntete er wütenden Widerspruch in Frankreich. Und heute? „Boche“ und „Franzmann“ sind eine „Ehe“ eingegangen und fahren „Tandem“. Wir fliegen von München nach Nizza, ohne den Ausweis vorzeigen zu müssen, wir bauen an einer gemeinsamen Armee namens Eurokorps, ja, wir mögen einander sogar, wie die Umfragen immer wieder melden.

Die „Vereinigten Staaten von Europa“? Zuerst die gute Nachricht. Schon damals hatte der scharfsichtige Churchill die Eiszeit erkannt, die sich östlich vom „Eisernen Vorhang“ (seine Wortschöpfung) über Europa zu legen begann, und so sprach er von jenen in der „europäischen Familie“, die der „Union“ noch nicht beitreten könnten. Aber auch dieses Wunder ist fast Wirklichkeit. Deutschland ist vereint, die Mittel- und Osteuropäer wären lieber gestern als morgen zur EU gestoßen.

Die schlechtere Nachricht? Es gibt einen gemeinsamen Markt, es gibt überall die Anfänge vergemeinschafteter Politik, aber die „Vereinigten Staaten von Europa“ wird es zu unseren Lebzeiten nicht geben. Der Überschwang der 40er Jahre ist längst verschwunden; die Menschen genießen die Vorteile, haben aber ihre Loyalitäten nicht von Paris, Bonn und Rom auf Brüssel oder Straßburg übertragen. Mit den „VSE“ ist es so wie mit dem Euro-Pass: überall die gleiche Farbe, aber auf dem Burgunder-Untergrund prangt das nationale Hoheitssymbol.

Deshalb hatte Bundespräsident Herzog nicht ganz recht, wenn er auf dem Münchner Historikertag davon sprach, daß „wir am Ende dieses Jahrhunderts“ dabei seien, „die nationalstaatliche Form zu überwinden“, daß der Nationalstaat sich „verabschiedet“, sich „überlebt hat“. Man muß kein gehörnter Nationalist sein, um allein per Augenschein zu erkennen, daß es dem reifen Nationalstaat, der vor 500 Jahren entstand, recht gut geht.

Gewiß doch, seine Grenzen sind an vielen Punkten durchlöchert; er kann seinen Wechselkurs, seine Wirtschafts- und Verteidigungspolitik nicht im souveränen Alleingang bestimmen. Bloß: Allianzen mußten die Staaten schon zu Spartas Zeiten eingehen; Wechselkurse und Zinsen waren schon unter dem Goldstandard im 19. Jahrhundert nicht allein Sache des Staates. Daß dieser manche Aufgaben nur zusammen mit anderen anpacken kann, ist erstens nicht neu und zweitens kein Beweis für seinen Niedergang.

Im Gegenteil: Der moderne Nationalstaat blüht und gedeiht, ist heute kräftiger denn je. Nehmen wir nur das unaufhörliche Wachstum der Staatsausgaben in diesem Jahrhundert – auf heute über 50 Prozent des Sozialprodukts in Deutschland. Das heißt doch, daß der Nationalstaat immer mehr Aufgaben an sich gerissen hat, daß er immer mehr kontrolliert und reguliert, daß er seine Bürger, aber auch seine Nachbarn, immer mehr die Erkenntnis aufzwingt: Alle Wege führen nach Rom – in die Hauptstadt. Wer so viel zu tun

und zu verteilen hat, ist kein Zwerg, sondern ein Behemoth.

Auch die Nation (oder was sich für eine hält) ist nicht abdankungsbereit; sie holt sich – im Gegenteil – neuerdings lärmend und blutig zurück, was ihr im Kalten Krieg genommen wurde: siehe den Balkan, siehe Tschetschenien, Nord-Irland, Kurdistan. Wenn der Nationalstaat tatsächlich seine Funktion verloren hätte, würden nicht tagtäglich neue entstehen. Ein halbes Hundert hat sich nach Kriegsende in den Vereinten Nationen zusammengetan; bald werden es 200 sein.

Und doch ist die Churchillsche Vision, jedenfalls in Europa, aufgegangen. Das Böse, das mit dem Nationalstaat einherging, der überhebliche, blutrünstige Nationalismus hat sich diesseits des Balkans tatsächlich überlebt. Kann man sich vorstellen, daß Deutsche und Franzosen jemals wieder mit Haßgesängen auf den Lippen aufeinander eindreschen? Nein, und das ist das eigentliche Wunder, das Churchill in Zürich nur herbeigebetet hat und inzwischen so fest in unseren Gehirnen verpflanzt ist, daß wir es gar nicht mehr wahrnehmen. Deshalb werden neurechte Mächtgern-Verführer, die von „Identität“, „Vaterland“ und „Nationalstolz“ raunen, kaum wahrgenommen. Der Nationalstaat funktioniert, aber der Nationalismus ist wie die Zeitung von gestern: gelesen und abgelegt. *Darauf* können Deutsche und Europäer stolz sein.